



Der Optimist

Wolfgang Winkler hat viele Kinder. Lena und Tom heißen sie, Stefanie, Marie und Benoir. Er ist nicht wirklich ihr Vater, aber er fühlt sich verantwortlich für sie und ist stolz darauf, sie mit groß gezogen zu haben. Immer wenn Winklers Freunde in Erziehungsfragen nicht weiter wussten, fragten sie ihn – denn er liebt schwierige Kinder.

Schwierig zu sein, das ist für Wolfgang Winkler nichts Schlimmes, vielmehr normal. Er selbst muss eine reine Plage gewesen sein für seine Lehrer, ein vorlauter Frechdachs gegenüber seinen Erziehern, unberechenbar. Und dennoch normal und unverstellt. Wolfgang Winkler hält es mit dem kleinen Prinzen: „Die Rose, die du dir vertraut gemacht hast, für die Rose bist Du zeitlebens verantwortlich.“ Er sagt das ohne Pathos, mit seinem typischen Lachen. „Antoine de Saint-Exupéry, das war meine Bibel.“ Die Bibel eines Optimisten.

Winklers Rose, das sind diese Kinder, das ist ihre Lebensfreude. „Ich liebe Menschen“, sagt er – auch solche, bei denen nicht alles geradlinig verläuft. Trotzdem gab es eine Zeit, als Winkler Angst hatte vor Menschen. Zumindest vor solchen ohne Behinderung.

1935 wurde Wolfgang Winkler im oberschlesischen Kreuzburg, im heutigen Polen, geboren. Er war spastisch gelähmt, für seine Eltern damals ein Schock; ein Schatten, über den zu springen ihnen nie ganz gelang. Als er vier war, gaben sie ihren Sohn erstmals in ein Heim. Das Gebäude sieht er noch vor sich, ein Carrée in Hufeisenform, drei Flügel mit je vier Etagen. 1939 war das – das Jahr, in dem Hitler den Zweiten Weltkrieg anzettelte. Winklers Vater rangierte als Oberzahlmeister hoch genug, um dem verstoßenen Sohn allein durch seine verdiente Position das Leben zu retten. Eine Behinderung war mit dem Überfall auf Polen für Hunderttausende de facto zum Todesurteil geworden. Kurz vor Kriegsende war nur noch eine Etage eines einzigen Flügels in dem Heim bewohnt.

Alle anderen, das begriff Wolfgang Winkler erst Jahre später, waren von den Nazis ermordet worden. Winkler war einer von nur einer Handvoll Heimbewohnern in Beuthen, die der Euthanasie entgingen.

Nach Deutschland kam er als Flüchtling. Kurz vor Kriegsende war Wasser in den Keller des bewohnten Gebäudeteils eingebrochen. Die Kinder, die noch lebten, und die Ordensschwwestern, die für ihre Erziehung zuständig waren, flüchteten sich ins Erdgeschoss. Dort fehlten Fenster und Türen, bei Temperaturen weit unter dem Nullpunkt wären sie wohl bald erfroren. Für den Fall, dass doch noch Rettung käme, hatten die Nonnen den Kindern immer wieder eingetrichtert, nur ja kein falsches Wort zu sagen. „Als die Russen tatsächlich kamen, hatte ich natürlich nichts Besseres zu tun, als trotzdem „Grüß Gott, Heil Hitler“ zu rufen“, erinnert sich Wolfgang Winkler, damals neun Jahre alt. „Das hätte uns das Leben kosten können.“

Die Russen übergaben ihn an deutsche Ostflüchtlinge. Er rollte seiner Zukunft entgegen, gezogen in einem Leiterwagen, eingepackt unter Decken. Das war am 21. Januar 1945, für ihn das Ende des Krieges. An die Fahrt erinnert er sich kaum, ob es ein Tag war, zwei, drei? Er weiß nur, dass ihm ein Hund damals fast den Finger abgebissen hätte, weil er unachtsam wurde und ihn unter der Decke hervorhängen ließ.

„Damals hatten alle Hunger“, lacht er über den Zwischenfall, der ihm letztendlich nur eine Narbe einbrachte und eine gute Geschichte für später.



Im August 1945 wurde Winkler in einen Zug nach Deutschland gesetzt – ausgewiesen aus seiner bisherigen Heimat Schlesien, weil er einen deutschen Nachnamen trug. Im russischen Auffanglager in Salzwedel sollte er fast zwei Jahre bleiben. Weil er kränklich aussah, bekam er dort stets die doppelte Essensration – amerikanische Care-Pakete, durch die Russen beschlagnahmt und an die Lagerkinder verteilt. Nicht, dass er sich damit den Bauch vollgeschlagen hätte. Die Nonnen konnten mit seinem Zuschlag die vielen Kindern durchfüttern, denen die Eltern ihr Essen wegnahmen, um es gegen Zigaretten und Alkohol einzutauschen.

Sein bester Freund im Lager war ein kleiner polnischer Junge, der bei einem Bombenanschlag beide Beine verloren hatte. Er wetzte auf einem Rollbrett durchs Lager, den inzwischen elfjährigen Winkler im Schlepptau. Das Lagerleben und die Streiche, die ihm das



Leben immer wieder spielte, waren für Wolfgang Winkler nur ein aufregendes Spiel, wie er es auch heute noch liebt, als passionierter Kartenspieler. Erst unlängst hat er umgesattelt, spielt jetzt Doppelkopf statt Skat. Und auch wenn das zumeist schnell verfliegt – über verlorene Spiele ärgert sich Winkler gern und ausgiebig.

Es folgte der Umzug in ein weiteres Lager im nordhessischen Volkmarsen. Das amerikanische und das polnische Rote Kreuz machten seine Eltern ausfindig. Sie lebten im fränkischen Arnstein. Sie hatten ihrerseits keinen Versuch unternommen hatten, ihn wieder zu finden. Bevor er aber zu ihnen konnte, sollte er mit zwölf Jahren zum ersten Mal zur Schule gehen. In drei Jahren Hauptschule lernte er im Wielandheim in Heidelberg „nur das Wichtigste“, wie er sagt: Lesen, Schreiben, Rechnen. Schließlich erreichte Winkler Mitte 1951 Bad Kreuznach, den Wohnort seiner Eltern. Doch erst 15 Jahre später würden sie ihn noch einmal für fünf Jahre bei sich aufnehmen. Vorerst musste er sich erneut als Neuling in einem Heim behaupten – für den 16-Jährigen längst Routine.

Ohne Groll, aber mit einer gehörigen Portion Sarkasmus spricht Winkler von den Heimen, in denen er sein halbes Leben verbracht hat. Dass man ihn der „Krüppelbewegung“ zurechnen könnte, die im Zuge der 68er mehr Selbstbestimmung und individuelle Lebensgestaltung für Menschen mit Behinderung einforderte, passt ihm gar nicht. Ihre Ziele zu verwirklichen half er dennoch, denn er kämpfte bedingungslos dafür, nicht weiter abgeschoben zu werden. Winkler wollte selbst entscheiden dürfen; er wollte einen Beruf lernen, und er wollte einen Zivildienstleistenden zu seiner Unterstützung.

Es war die Zeit, als in Deutschland die Grünen aufkamen. Winkler war voller Hoffnung: „Statt der ersten großen Koalition hätten wir uns damals allerdings eine Rot-Grüne Regierung gewünscht“, sagt er heute. Weil das nicht klappte, war Winkler seither nicht mehr wählen. Nicht, weil es ihn nicht interessiert hätte, sondern aus tiefer Enttäuschung über einen Wahlausgang, den er als Niederlage der Demokratie empfand. Erst die schwarz-grüne Koalition in Hamburg ist für ihn ein Zeichen, dass allzu starre Koalitionsabsprachen nun der Vergangenheit angehören. Jetzt will Winkler wieder von seinem Wahlrecht Gebrauch machen.

Sein politisches Interesse weckte Gaby Röwer, eine Referendarin in dem Heim in Bad Kreuznach. „Ich hatte viel nachzuholen“, sagt Winkler. Er fuhr zu Demonstrationen in ganz Deutschland, in Bonn gegen Pearshing-Raketen und in Berlin gegen den Abriss eines Wohnblocks. Für die Rechte von Menschen mit Behinderungen protestierte er nicht – Veränderungen für deren Belange wollte er durch Handeln herbeiführen, nicht durch Worte. Gaby Röwer war es auch, die ihn erstmals auf die Idee brachte, sich von Zivis pflegen zu lassen. Nach 35 Jahren haben sich beide vor wenigen Wochen wieder getroffen. Er hatte lange nach ihr gesucht, um sich zu bedanken. Schließlich war sie eine von zwei Frauen, die ihn stark geprägt haben in dem Anspruch, sein Leben selbst zu gestalten und aktiv zu sein. Bevor er sie anrief, war er nervös wie ein verliebter Pennäler und nachher so glücklich und erleichtert, dass er sich maßlos betrank.

Gaby Röwer hatte ihn erstmals mit nicht behinderten Studenten in Kontakt gebracht, und sie war es auch, die ihn auf

eine Ferienfreizeit nach Bendorf schickte, die von Anneliese Debré organisiert wurde, der zweiten wichtigen Frau in seinem Leben. Debré, die er so liebte und die ihm später so Leid tat, weil sie einsam und unbeachtet in Israel verstarb. Die Frau, über die Winkler sagt: „Wenn irgendwer einen Orden verdient hat, dann sie.“

1968 stellte Debré erstmals eine integrative Freizeit auf die Beine, mit fünf behinderten und 70 anderen Teilnehmern aus 14 Ländern. Wolfgang Winkler sollte übersetzen für Helmut und Werner, zwei stark sprachbehinderten Mitbewohnern aus dem Heim von Gaby Röwer, die nur er verstehen konnte. Er war im Alter von 33 Jahren das erste Mal unter so vielen Nichtbehinderten und seine eigenen Berührungängste erschienen ihm unüberwindbar. Er wurde krank, bekam hohes Fieber, konnte nicht essen, nicht trinken. Zu stark war die Panik vor den Fremden ohne Behinderung. Die Erklärung dafür lag bereits Jahrzehnte zurück. „In meinem ersten Heim in Schlesien war es üblich, dass man beispielsweise als Bettwärter zwölf Stunden in die dunkle Besenkammer gesperrt wurde, bis man nicht mehr ins Bett machte.“ In sechs Jahren verbrachte Winkler nur zwei Tage außerhalb des Heimes unter Menschen. Beim ersten Mal in der Besenkammer schrie er noch, dann schwieg er. Das waren die Momente, in denen er seinen Optimismus zu verlieren drohte; und es war die Zeit, in der seine Angst begann.

Im Ferienlager in Bendorf wurde er von zwei Französischen gepflegt. Innerhalb weniger Tage schlug seine Menschenfurcht ins Gegenteil um, in Neugier, auf Menschen und auch auf



Anzeige

Komfortabel,
sicher und
zuverlässig



**Die EDAG Rollstuhl-ladehilfe
für VW, OPEL, Skoda, Audi und Renault**

EDAG GmbH & Co. KGaA · Geschäftsbereich Ladehilfe · Reesbergstraße 1 · 36039 Fulda
Tel.: ++49 (0) 6 61 60 00-2 40 · Fax: ++49 (0) 6 61 60 00-1 16 30 10
E-Mail: rollstuhl-ladehilfe@edag.de · www.edag-rollstuhl-ladehilfe.de

Infogutschein 
kostenlos/unverbindlich

Name, _____

Vorname _____

Straße _____

PLZ _____

Wohnort _____

Telefon _____

E-Mail _____

Religion. „Bis dahin war ich ein Religionshasser, weil ich unter den Heimonnen so viel Schlechtes erlebt hatte. Jetzt lernte ich, Religion zu respektieren.“ Er selbst braucht weiterhin keinen kirchlichen Glauben, aber er verschlingt seither Bücher über den Buddhismus und andere Glaubensformen. Für Wolfgang Winkler sind das die interessantesten Geschichtsbücher, weil sie ihm zeigen, wie die Menschen mit ihrer Religion leben.

Anneliese Debré lud ihn vier Monate später wieder zu einem Seminar ein. Sie hatte gesehen, dass er gut mit Kindern umgehen konnte, und hatte schwierige Fälle eingeladen, die selbst Heime nicht aufnehmen wollten. „Mit ihnen kam ich natürlich blendend zurecht“, lacht Winkler. So vergingen drei Seminare, dann sollte er selbst helfen, eine Freizeit zu organisieren. Er sagte zu, stellte aber eine Bedingung: Höchstens ein Drittel der Teilnehmer dürften Menschen mit Behinderung sein. Chancen wie diese, sich für eine Öffnung in den Köpfen einzusetzen, ließ er nie verstreichen, auch wenn er nie einer förmlichen Bewegung beigetreten ist. Er blieb hart, was seine Bedingung anging und setzte sich durch. Auch sollten sich die Teilnehmer ihr Personal selbst aussuchen. „Keine Helfer aus dem Heim, sonst mache ich nicht mit“. Mit Sturheit und Charme setzte sich Winkler durch, und das Seminar wurde ein Erfolg. Bald half er häufiger bei politischen Seminaren, deutsch-polnisch-französischen, deutsch-israelisch-arabischen, bei allem, was „einen neuen Krieg wie unter Hitler“ vermeiden könnte.

1972 begann Winkler, inzwischen 37-jährig, eine Ausbildung zum Industriekaufmann im Schlierbacher Rehasentrum. Sein Lehrer war Manfred Sauer, selbst querschnittgelähmt und später als Unternehmer so erfolgreich, dass er 2006 seine eigene Stiftung gründete. Winkler war Sauer's letzter Jahrgang und sein glühender Verehrer. Er war stolz auf seinen Ausbildungsplatz – umso härter traf ihn deshalb kurz vor der Prüfung eine Nachricht vom Arbeitsamt. Er sei „nicht vermittelbar“, hieß es. „Ich hatte im Büro des Zuständigen so einen Wutanfall, dass ich beinahe dafür ins Gefängnis gegangen wäre“, lacht er heute. Damals schnürte ihm die Angst vor einer Rückkehr zu den Eltern oder ins Heim die Kehle ab. Er sah sich gezwungen, seinerseits den Beamten mit dessen Krawatte zu würgen. „Nur kurz“, wie er versichert. Es gelang ihm, ein einjähriges Überbrückungsgeld durchzusetzen – der letzte Schritt, bevor er erstmals Pflegegeld bekam und fortan mit der Unterstützung von Zivildienstleistenden und Pflegern selbständig im Heidelberger Stadtteil Emmertsgrund leben konnte.

Im Emmertsgrund kam er an, als dort die RAF in leer stehenden Wohnhäusern hausierte. Winkler beobachtete die Szene, doch seine Welt war das nicht. „Ich bin kein Revoluzzer. Kein 68er, und schon gar nicht einer aus der Krüppelbewegung. Ich habe dieses Wort nie gemocht.“

Der heute 73-Jährige sieht sich nicht als einer, der viel bewegt hat. „Ich kann nicht den Behinderten als Gruppe helfen, sondern höchstens einzelnen Menschen“, sagt er. Der Optimismus, um den ihn viele beneiden, komme nur durch andere, sagt er, „durch schöne Gespräche.“

Wolfgang Winkler ist nie aufgestanden und hat mehr Akzeptanz für Menschen mit Behinderung gefordert, das wäre ihm fremd gewesen. „Aber er lebt sie mit der Selbstverständlichkeit vor, die nötig ist, damit sich in den Köpfen der Menschen etwas ändert“, sagt Katharina Kühnel, eine Studentin, die ihn seit fast einem Jahr betreut. Seit der Erfahrung im Ferienlager von einst hat er Freude dran gefunden, zuzugehen auf die fiebrige Angst vor neuen Aufgaben. Er hat vor französischen Jugendlichen über Deutschland gesprochen und darüber wie es ist, behindert zu sein. Er hat Kinder bei sich aufgenommen, die von ihren Eltern in Deutschland zurück gelassen wurden. Und er hat drogensüchtigen Jugendlichen geholfen, indem er ihr Freund wurde und trotzdem Regeln aufstellte.

Wolfgang Winkler selbst war in Heidelberg immer gut versorgt. Meist über das Büro der Individualhilfe IS, manchmal auch durch Freunde. Um sich selbst hat er sich nie viel gekümmert. Viel mehr Sorgen bereitet ihm stets, wenn Kinder zu kurz kommen. Kinder aus dem Emmertsgrund, einem Stadtteil, der häufig als sozialer Brennpunkt Schlagzeilen macht, hat er deshalb in Heerscharen „adoptiert“. Mit ihnen rollte er auch als 60-Jähriger noch durch die Straßen, spielte Streiche und half bei Problemen in den Familien. Einmal klingelte ein fremdes Mädchen bei Winkler an der Tür. Sie marschierte schnurstracks ins Wohnzimmer und begann dort, mit seinem Schaukelpferd zu tanzen. Für Wolfgang Winkler war das schön und zugleich das Normalste auf der Welt. Um von Lebensfreude überrascht zu sein, hat er selbst zuviel davon.

Niklas Schenck

